

**Prof. Dr. Dr. h. c. Christoph Marksches**, *Humboldt-Universität zu Berlin*

13. Sonntag nach Trinitatis, 29. August 2010, 18 Uhr

Predigt über 1. Johannes 4,7-12

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Marksches

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

Kommt Ihnen der Satz „Ich liebe Dich“ eigentlich leicht über die Lippen, liebe Gemeinde? Leben Sie in so erfreulichen Verhältnissen, dass sie jenen Satz „Ich liebe Dich“ immer wieder einmal am Tag zu einem Menschen sagen können und der oder die Angesprochene ganz selbstverständlich antwortet „Ich Dich auch“? Oder gehören Sie zu den armen Zeitgenossen, denen die Menschen abhanden gekommen sind, zu denen man jenen Satz einmal aus vollem Herzen sagen konnte: Eltern gestorben, Lebenspartner davongelaufen, der Kontakt zu den Kindern irgendwie abgebrochen? Und vielleicht sitzen unter uns ja auch Menschen, für die gilt, was die Neuköllner Jugendrichterin Kirsten Heisig in ihrem posthum veröffentlichten Buch so eindrücklich beschrieben hat: Menschen, zu denen niemals irgendjemand aus vollem Herzen „Ich liebe Dich“ gesagt hat und die deswegen diesen Satz auch nur sehr schwer oder gar nicht über die Lippen bringen. Wie also geht es uns mit jenem Satz „Ich liebe Dich“? – Natürlich weiß ich, liebe Gemeinde, dass solche Fragen eine Note zu intim für diese große Kirche, einen Tick zu persönlich für so eine gottesdienstliche Stunde sind. Und doch stellt uns unser Predigttext für den heutigen dreizehnten Sonntag nach Trinitatis genau diese Fragen, jedenfalls dann, wenn wir ihn ernst nehmen wollen. Und so lese ich nun zunächst einmal den Predigttext dieses Sonntages, er steht im ersten Johannesbrief im vierten Kapitel, die Verse 7 – 12.

Ihr Lieben, lasst uns einander lieb haben; denn die Liebe ist von Gott, und wer liebt, der ist von Gott geboren und kennt Gott. Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe. Darin ist erschienen die Liebe Gottes unter uns, dass Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, damit wir durch ihn leben sollen. Darin besteht die Liebe: nicht dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsre Sünden. Ihr Lieben, hat uns Gott so geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben. Niemand hat Gott jemals gesehen. Wenn wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen.

„Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht“ – das ist, liebe Gemeinde, ein ziemlich starker Satz. Man muss sich ihn einmal auf der Zunge zergehen lassen und seine Konsequenzen für einen Moment bedenken: Wer unsere Fragen vom Anfang nicht aus vollem Herzen mit „Ja“ beantworten kann, der kennt Gott überhaupt nicht. Wem der Satz „Ich liebe Dich“ nicht leicht über die Lippen geht, der ist ein armer Tropf, wer diesen Satz aber überhaupt nicht aus vollem Herzen sagen kann, der ist ein praktischer Atheist, auch wenn er sich selbst für gottgläubig oder was auch immer halten würde.

Und wir, liebe Gemeinde? Sagen wir jenen Satz „Ich liebe Dich“, wie sich's für Christenmenschen also offenbar nach dem Zeugnis des ersten Johannesbriefes gehört, aus vollem Herzen? Oder plappern wir ihn daher wie der unvergessliche Minister drüben in der Volkskammer – „Ich liebe – ich liebe doch alle – alle Menschen“; oder sprechen wir ihn aus Konvention, weil er nun einmal die Voraussetzung für Intimität ist und bleibt? Wenn wir auf solche etwas unangenehmen Fragen ehrlich antworten wollen, müssten wir ja erst einmal genauer wissen, was das nach dem Verständnis unseres Predigttextes bedeutet, aus vollem Herzen „Ich liebe Dich“, zu sagen. Die Antwort steht mitten in unserem

Predigttext: „Darin ist erschienen die Liebe Gottes unter uns, dass Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, damit wir durch ihn leben sollen“ (4,9). Liebe ist also zunächst einmal, dass Gott Mensch wurde. Meint für uns: Liebe ist, einem anderen zum Menschen werden. Zu ihm nicht mehr nur in einem rein funktional bestimmten Verhältnis stehen, nicht mehr nur Vorgesetzter, Fahrkartenkontrolleurin, Taxichauffeur, Erziehungsberechtigte, akademischer Lehrer, Studentin oder was auch immer sein, präzise eingegrenzt auf eine funktional definierte Beziehung mit genau festgelegten Regeln, sondern einem anderen oder einer anderen wie Gott in Christus zum Menschen werden, ohne Begrenzung seine Sorgen wie Freuden teilen, schwierige wie schöne Wege mit einem anderen oder einer anderen gemeinsam gehen, Wunden verbinden, Trösten, mit zwei Silbergroschen aushelfen und so weiter und so fort: Liebe ist, so steht im ersten Johannesbrief, einem anderen zum Menschen werden. Und wenn wir, so heißt es dort weiter, so einander zum Menschen würden, dann könnten wir miteinander auch menschlich leben.

Nun sagt der erste Johannesbrief aber noch etwas Entscheidendes über die Liebe, etwas, was wir im Grunde auch schon wissen, wenn wir uns nur genau selbst beobachten und dabei nicht in die Tasche lügen, liebe Gemeinde. In unserem Predigttext steht geschrieben: „Darin besteht die Liebe: nicht dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsre Sünden“ (4,10). In diesem Satz ist sehr knapp zusammengefasst unsere kalte Lieblosigkeit Gott, aber eben auch gegen unsere Partner, Eltern, Kinder und Nächsten, unsere schreckliche Gleichgültigkeit gegen unsere Mitmenschen – denn wie oft ziehen wir uns auf unsere Funktionen zurück, bleiben ausschließlich Vorgesetzter, Fahrkartenkontrolleurin, Taxichauffeur, Erziehungsberechtigte, akademischer Lehrer, Studentin oder was auch immer, obwohl wir nur zu genau spüren, das mehr von uns verlangt ist: Eine menschliche Regung fern aller solcher wohlgeordneter Funktionen, Zuwendung aus reiner Mitmenschlichkeit, ein Stück gemeinsamen Weges, wie es der barmherzige Samariter mit dem überfallenen Mann zwischen Jerusalem und Jericho geht.

Wir selbst, liebe Gemeinde, ähneln nur allzu oft dem Priester und dem Leviten aus unserem Sonntagsevangelium, ziehen uns auf unsere Funktionen, auf den Beruf, auf den Stand, auf den Status zurück, der uns scheinbar die schlichte, reine Menschlichkeit gar nicht erlaubt – wenn wir nicht sogar zum Räuber an unseren Nächsten werden, indem wir unbarmherzig auf unserem Recht bestehen, nur auf unseren Vorteil bedacht sind und so weiter und so fort. Der erste Johannesbrief ermahnt uns, uns in diesem lieblosen Verhalten nicht beständig zu wiederholen, er fordert uns vielmehr ganz ungeniert dazu auf, statt dessen Gott nachzuahmen, Gott zu kopieren: „Ihr Lieben, hat uns Gott so geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben“ (4,11). Scheinbar fordert der erste Johannesbrief uns also dazu auf, was irgendein vorwitziger Mensch mit dem vielzitierten Satz: „Mach’s wie Gott, werde Mensch“ zusammengefasst hat.

Aber es geht, liebe Gemeinde, im ersten Johannesbrief nicht um vorbildliches Handeln Gottes und um unser Handeln nach solchen vorbildlichen Vorbildern – das ist Denken aus der Welt der Funktionen, der präzisen Regeln und der klaren Mechanismen. „Mach’s wie Dein Vorgesetzter und werde ein guter Staatsbeamter“. Mein Vorgesetzter ist mein Vorbild, an meinem akademischen Lehrer orientiere ich mich – aber so ist es nicht mit Gott, Gott sei Dank! Der fordert uns nämlich nicht nur zu vorbildlichem Handeln auf und steht dann beobachtend am Rand, ob wir es wohl schaffen, ihn zu kopieren – nein, er unterstützt uns mit der Kraft seines Heiligen Geistes, den man schon in der Antike das „Band der Liebe“ genannt hat, das Band, das Gott mit uns, uns mit Gott und so schließlich auch uns selbst untereinander verbindet. Und wenn wir in der Kraft seines Heiligen Geistes einander zu Mitmenschen werden, aus liebevoller Zuneigung nicht nur füreinander funktionieren, sondern eine Meile Weges mehr miteinander gehen, als wir müssen, dann „bleibt Gott in uns und seine Liebe ist in uns vollkommen“, wie es im ersten Johannesbrief heißt. Und das verstehen wir ja nur zu gut: Wer aus vollem Herzen „Ich liebe Dich“

sagt, der sieht die Welt auch mit den Augen eines anderen, der denkt für mindestens zwei, der fühlt zugleich auch wie ein anderer, der trägt, wie wir sagen, einen anderen im Herzen. Und deswegen gilt auch: „Wenn wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen“ (4,12).

Ein letzter Gedanke, liebe Gemeinde: Wenn wir unseren Predigttext ernst nehmen, liebe Gemeinde, dann wissen wir, warum Vielen in unserem Land das Glauben so schwer fällt. Der erste Johannesbrief legt uns eine verblüffend einfache Antwort nahe: Es fällt Menschen in diesem Land so schwer zu glauben, weil es so wenig aufrichtige Liebe aus vollem Herzen gibt. Wer nie gehört hat, dass Gott die Menschen lieb hat, wer nie Eltern hatte, die zueinander und zu ihrem Kind sagten: „Ich liebe Dich“, sondern nur streitende, keifende, trinkende, stehlende Erwachsene erlebt hat, wer unter Liebe nur „Liebe machen“ mit wem auch immer, wo auch immer und wann auch immer verstehen kann – ja, der wird nicht glauben, dass das Leben einen Sinn jenseits von schlichter Bedürfnisbefriedigung und elementarer Existenzsicherung hat. Wenn das alles aber so ist, liebe Gemeinde, dann dürfen wir als christliche Kirche schon dieses Zusammenhangs zwischen Lieblosigkeit und Glaubenslosigkeit wegen nicht tatenlos solchen lieblosen Verhältnissen zusehen. Wir müssen uns vielmehr durch Bücher wie das eingangs erwähnte der Jugendrichterin Heisig aus Berlin-Neukölln wachrütteln lassen und schauen, wie wir mehr aufrichtige Liebe aus vollem Herzen in diese lieblose und kalte Gesellschaft bringen können – um Gottes willen. Und da bestehen so viele Möglichkeiten, ein einziges Beispiel: In den Vereinigten Staaten gibt es schon seit vielen Jahren öffentlich organisierte großartige Mentoringprojekte, in denen Schüler und Studenten aus besseren Kreisen sich um verwahrloste Jugendliche kümmern und ihnen ein Stück der Mitmenschlichkeit und liebevollen Zuwendung schenken, die ihnen von Geburt an fehlt. Und ganz konkret helfen, beispielsweise dabei, die Schule zu besuchen und nicht zu schwänzen, womit bekanntlich der Weg auf die schiefe Ebene beginnt, auch hierzulande. Jetzt wurde vorgeschlagen, auch in Berlin solche öffentlich organisierten Mentoringprojekte einzurichten. Da könnten wir uns beispielsweise engagieren, wenn wir mit dem ersten Johannesbrief die Lieblosigkeit unserer Gesellschaft für ihre schlimmste Krankheit halten und etwas von der Liebe Gottes weitergeben wollen, von einer Liebe, die uns eigentlich zum Bilde der Gottheit gemacht hat und nicht zu einem Abbild einer liebesunfähigen Gesellschaft voller Hass und Gleichgültigkeit. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.